



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Spiero, Heinrich: Literarische Rundschau

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Aussichten, hier ist es von geradezu unschätzbarem Werte. Daß es auch zum Transport von kleinen Truppenmengen unter gewissen besondern taktischen und strategischen Verhältnissen hervorragende Dienste leisten kann, soll nicht bezweifelt werden; bis aber ganze Armeekorps in einer Luftflotte durch die Lüfte befördert werden können, bis dahin hat es noch gute Weile. Und ebenso verhält es sich mit der Frage des Luftschiffes als Waffe. Vorläufig ist die von ihm zu befördernde Nutzlast doch noch so gering, daß sie in der Form von Sprengmunition zwar nachhaltigen Schaden anzurichten vermag, nicht aber in Kürze schon eine völlige Umwälzung der gesamten Kriegführung zur Folge haben wird.

Daß die Weiterentwicklung der Durchquerung der Lüfte mit dem lenkbaren Luftschiff im Laufe der nächsten Jahre noch manche Überraschungen zeitigen, noch manche Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse nach sich ziehen wird, kann nicht bezweifelt werden. Immerhin mag jedoch noch manches Jahr darüber hingehn. Heute aber können wir uns freuen, daß in doch verhältnismäßig so kurzer Zeit so Großes erreicht, so Großes vollbracht worden ist, und daß es ein echter deutscher Mann von bestem Schrot und Korn ist, der all das Große geleistet hat.

O. A.



## Literarische Rundschau

Von Heinrich Spiero



Am 30. April ist auf seiner Herrschaft Haseldorf in Holstein Prinz Emil von Schönau-Carolath nach langem Leiden gestorben; sein letzter Wille besagte, daß er nur von den Gliedern seiner Familie, von seinen Dienern und den Landleuten seiner Besitzung zu Grabe gebracht werden sollte, der Außenwelt gegenüber einsam und abgeschlossen, wie der verstorbne Prinz es bei allem regen Verkehr im Grunde sein Leben lang war. Seine Geburt fiel in Zeiten, denen eine ganze Reihe solcher einsamen Dichter in Deutschland entsprossen sind. Die Kinder der vierziger und der ersten fünfziger Jahre stehn zwischen den großen Realisten und den Münchnern auf der einen, den Stürmern und Drängern des jüngsten Deutschlands auf der andern Seite als eine unverbundene Reihe für sich da: Joseph Viktor Widmann (geboren 1842), Detlev von Liliencron und Friedrich Nietzsche (1844), Karl Spitteler, Ernst von Wildenbruch und Eduard Griesebach (1845), Hans Hoffmann (1848), Alberta von Puttkamer (1849), endlich, der letzte, eben Prinz Emil von Schönau-Carolath, dessen fünfzigsten Geburtstag ich am 8. April 1902 mit ihm anbrechen sehen durfte. Aber auch nur anbrechen: denn wir (außer mir noch wenige Gäste) wurden in geschickter Weise so dirigiert, daß unsre Abreise erfolgen konnte, bevor irgendwie der Tag durch Ansprachen, Glückwünsche und dergleichen in das Gebiet allgemeiner Feierlichkeit gerückt werden mochte. Prinz Emil

von Schönaich-Carolath war — das ist nicht übertrieben — unendlich gütig; und dennoch lag eine letzte Grenze, die aber nicht etwa das blaue Blut des Aristokraten zog, zwischen ihm und allen, die sich seiner Herzensfeinheit erfreuten, mit Ausnahme der Frau und der Kinder. Und Prinz Emil von Schönaich-Carolath war ein großer Lyriker, ein weit über die meisten ragender Dichter, der aus Herzenstiefen heraus schuf; und dennoch lag ein letzter Schleier über seinen Dichtungen, durch den hindurch sich manches kaum ahnen läßt, was er empfand. Die wundervollen, merkwürdig klaren Augen des Dahingegangnen, die kein Maler je richtig getroffen hat, sahen in jeden Gast hinein, machten keinen verlegen, übten aber auch auf Neulinge in dem Hause einen bannenden, zur Stille mahnenden Einfluß; was in ihnen lebte, blieb wohl jedem im Letzten unergründbar. Und diese Augen schauen für jeden, der das Glück hatte, Carolath öfters im Leben zu begegnen, aus seinen Versen dem Leser wieder ins Gesicht — ganz mit der Klarheit und mit der Wirkung wie die Augen des Lebenden, aber auch mit jenem letzten Zuge eines uns nicht zugänglichen, geheimen Seelenlebens.

Karl Busse hat in einem schönen Nachruf auf den Prinzen gesagt, daß jeder der Dichter, die kurz nach 1870 zuerst auftraten, einen Tropfen Gift ins Blut mitbekommen hätte und diesen nie wieder ganz losgeworden wäre. Das ist ohne Zweifel richtig, wie denn auch der größte und von diesem Zusatz ganz freie Dichter, den die Kriegsepoche, die letzte heroische Zeit Deutschlands, hervorgebracht hat, Detlev von Siliencron, bezeichnenderweise erst ein Jahrzehnt nach dem Feldzuge die Quelle sprudeln ließ. In all den ältesten Liedern Carolaths können wir jenen Fremdkörper wohl durchspüren, und es ist kein Zufall, daß Heinrich Heine, dessen Nachfolge noch niemand gut bekam, mit manchem hinter den ältesten Liedern und Dichtungen des Prinzen steht, in denen vom Lande Bimini die Rede ist. Freilich nicht in leicht hinhuschenden, scheinbar von selbst fließenden Versen lebt sich die so gefärbte romantische Sehnsucht Schönaich-Carolaths aus, sondern in schwer abgleitenden Rhythmen, wie wenn die Künstlerhand jede Zeile in Marmor schreiben mußte. In der Technik nahm Carolath damals schon manches von dem voraus, was wir bei spätern Poeten unsrer Tage als selbstverständlich empfinden; wenn da von der schönen Fattume ausgesagt wird:

Du lagst gelangweilt in den Seidentissen,  
Kingschillernd, eine halberstarzte Schlange,

wenn da von einem „Geschwirr verbuhlter Serenaden“ die Rede ist, so hören wir den Tritt einer neuen Zeit hindurch, die sich in der Prägung des Bildes, des einzelnen Wortes langsam zu einer subjektivistischen Lyrik von hohem Reiz erziehen sollte.

Keine Liebe sättigt bis zum Grunde  
Ein Herz, das Gott mit ewiger Sehnsucht schlug —

das ist das Leitwort der „Lieder an eine Verlorene“, die Carolaths erste Gabe waren. Wir erleben bei ihm eine Entwicklung von dem rauschbefangnen

Zubel unbeforgter Jugend bis zum Ekel, aber auch über den Ekel hinaus zur Läuterung, und da freilich dann auf ganz eignem Gleis zur Höhe. Dem Manne, der Ägypten und manches andre Land der Fremde farbenfroh durchzogen hatte, wird Vineta oder Zulin ein noch teurerer Gegenstand der Träumerei als die Fata Morgana der Wüste. Und der innige Ton religiöser Sehnsucht, der schon früher unklar mitschwingt, ringt sich allmählich bis zu einer „Votenschaft großer Feierzeit“ durch. So wird der rein persönliche Lyriker zum sozialen Novellisten und beschenkt uns in dem „Heiland der Tiere“ mit einer Erzählung von höchstem Reiz, scharf gesehen und klar hingestellt, jedes Wort getränkt mit dem Gefühl einer erbarmenden Liebe, die sich auch der Kreatur neigt. Und der fünfzig Jahre alt gewordne Poet gab dann, frei geworden von dem, was seine Jugend unruhig machte, in seinen letzten Liedern den vollen Klang seiner neuen Ideale. Nicht mehr nach Griechenküsten, sondern zur Einkehr in die Heimat seines tiefgläubigen Herzens ladet er ein:

Wir wollen vom Haupt uns streifen  
Der Kränze sengenden Saum,  
Das fiebernde Lustergreifen,  
Den großen Griechentraum.

Der tief in Wellen und Winden  
Verlorenen Stimmen lauscht,  
Um Städte wiederzufinden,  
Darüber die Sündflut gerauscht,

Wir wollen die Hand erfassen  
Des Schiffsherrn von Nazareth,  
Der, wenn die Sterne verblaffen,  
Nachtwandelnd auf Meeren geht,

Der aus dem brausenden Leben,  
Drin unser Gut verscholl,  
Versunkene Tempel heben  
Und neu durchgöttern soll.

Es gibt keinen reinern und tiefern Ausklang für dieses ganz in Güte aufgegangne Menschenleben als diese wunderbar schönen Verse. Und wenn je Dichter und Mensch ganz eins waren und für den, der beide kannte, untrennbar verbunden blieben, eins gehoben durch das andre, so war dieses bei Emil von Schönaiach-Carolath der Fall. Seine Scheu vor der Öffentlichkeit war mit den Jahren immer größer geworden, und mit darauf ist es wohl zurückzuführen, daß seine noch vor kurzem erschienenen „Gesammelten Werke“ (sieben Bände bei G. F. Göschen in Leipzig) so spät kamen und verhältnismäßig nicht umfangreich sind. Einen Roman, von dem er mir einmal sprach, hat er wohl nie vollendet. Seine einsame Gestalt wird bleiben, unvergesslich denen, die ihn kannten, und seine vollendeten Gedichte sind ein unvergänglicher Besitz unsrer Kunst.

Es hält schwer, unter dem Eindruck eines solchen Hingangs zur Literatur der noch Lebenden zurückzukehren; man sucht unwillkürlich den Klang verwandter Saiten und ist glücklich, wenn man den Kammerton eines andern Dichters ähnlich empfindet. Wenn auch zwischen der Technik Carolaths und der Carl Hauptmanns Abgründe liegen, so erscheint der Abstand beider voneinander nicht gar so groß in dem, was beider Dichter Bestes ist. Denn auch Carl Hauptmann ist ein ehrlicher Gottsucher, ich möchte sagen, ein Kletterer,

der sich an steilen Abhängen müht, und dem denn auch, wie in seinem prachtvollen Drama „Moses“, der Aufstieg auf eine weithin herrschende Höhe gelingt. In seinem neuen Roman „Einhart, der Lächler“ (Berlin, Marquardt und Co.) ist das Gelingen nicht so groß, der Drang nicht so warm. Denn dieser Maler Einhart, dessen Seelengeschichte in oft sehr merkwürdiger äußerer Entwicklung hier erzählt wird, ist im Grunde nicht so stark und nicht so eigenartig, daß uns seine Psyche so fesseln könnte wie etwa die schlichte Mathilde in einem frühern Werk des Dichters, auf das ich hier vor Jahren hingewiesen habe (vgl. Grenzboten vom 26. Juli 1906). Carl Hauptmann ist der Pinselwurf etwas zu breit geraten, sodaß mehr noch als in ältern Dichtungen ein starker Gesamteindruck nicht erreicht wird; dafür ist freilich eine Fülle einzelner Farbenreize vorhanden. Ich liebe sonst die Parallele zwischen den beiden Brüdern nicht, weil sie sich als Dichter ziemlich fern stehn und bei einer solchen Gegenüberstellung gewöhnlich der eine gegen den andern ausgespielt wird; aber hier darf man doch an Gerhart Hauptmanns Künstlergestalten, insbesondre an Michael und Arnold Kramer erinnern, vielleicht auch an seinen Meister Heinrich. Ihnen fehlt auch das scharfe Profil, ihr Bild hinterläßt aber in uns eine Reihe feiner, künstlerischer Eindrücke. „Einhart, der Lächler“ ist ein etwas lässig geschriebenes, gutes, nur eben nicht sehr starkes Buch. Was es aus der Masse hervorhebt, ist, wie eigentlich bei beiden Hauptmanns immer, die Echtheit der menschlichen Zeichnung, in der so gar nichts Konstruiertes liegt. (Ich sehe dabei natürlich von unreifern Jugendwerken ab.)

Wie konstruiert wirkt gegenüber diesem Leben der neue Roman von Felix Hollaender „Charlotte Abutti, ein Buch der Liebe“ (Berlin, Dr. Wedekind und Co.). Ich erinnere mich noch deutlich des Eindrucks, den Hollaenders ohne Zweifel bestes Werk „Der Weg des Thomas Truck“ in mir hinterließ. Ich hatte es, besonders da ich in den Jahren, die das Buch umfaßt, in Berlin lebte, mit großem Interesse gelesen und empfand einen ehrlichen Respekt vor der Bezwingung des großen Stoffs, nahm auch Anteil an vielen der darin geschilderten Personen. Je weiter ich mich aber von dem Werk entfernte, um so gezwungner erschien mir alles, und wenn ich es später wieder in die Hand nahm, so freute ich mich zwar mancher gut gegebenen Szene, aber ein warmes Verhältnis zu den darin auftretenden Menschen wollte sich nicht wieder einstellen; es war eben alles darin zu sehr gewollt, zu wenig geschöpft. Bei dem neuen Buch liegt der Fall schlimmer, weil es als Arbeit viel weniger bedeutet. Auf Schritt und Tritt empfinde ich hier die unnatürliche Zeichnung, die dem Leben fern steht, und aus der heraus ich keinen lebendigen Eindruck gewinnen kann. Felix Hollaender hat in einer Selbstanzeige zu dem Buche geschrieben: „Ich habe darüber seelische Aufschlüsse zu geben versucht, daß eine gerade gewachsene Frau ebenso entschlossen fremde Erkenntnisse ablehnt, wie sie mit alten Begriffen von Schuld und

Bergehen aufräumt.“ Natürlich läßt sich etwas derartiges auch in einer Dichtung zeigen, nur empfinde ich nicht, daß diese Auseinandersetzung des Zwecks gerade die Sprache eines Dichters ist. Und so sind denn die Gestalten des Buches wirklich mehr Aufschlüsse, Paradigmen für Theorien als Menschen.

Das Gegenteil gilt von Eva Lotting, einer talentvollen Schriftstellerin, die zum erstenmal mit einer Erzählung auftritt. Sie bringt für ihre Geschichte „Das bockige Alma“ (Mannheim, F. Bensheimer) eine seltne und erfreuliche Gabe mit: Humor. Die Geschichte dieses späten Mädchens, dieses bockigen Almas, ist im Grunde eintönig, aber die außerordentliche Schärfe und Wahrheit der Schilderung, die überall ein oft grotesker Humor durchleuchtet, bringt darüber durchaus hinweg. Es sind noch allerlei unnötige Kanten und Ecken vorhanden, aber die Frische des Talents läßt eine fröhliche Entwicklung erwarten.

Die neuen Novellen von Max Grad „Lebensspiele“ (Berlin, Egon Fleischel und Co.) machen einen nicht recht warm; hier fehlt nicht nur die Originalität, die etwa Eva Lotting für sich hat, und ihr echter Humor, sondern es fehlt auch jene Wärme und lebensnahe Menschenkenntnis, die das ältere Buch derselben Verfasserin, Max Grads „Der Lattenhofer Sepp“ (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1899) auszeichnete. Ich habe dieses Buch gelegentlich des neuen wieder vorgenommen und darin vieles Hübsche und Feine, vor allem Einfachere und Lebensvollere gefunden als in dem neuen. Ja manches im „Lattenhofer Sepp“ entbehrt nicht einer gewissen Größe in der Schilderung.

Den Falken freilich, den Paul Heyse als das unerläßliche Zeichen der echten Novelle betrachtet, haben einstweilen weder Eva Lotting noch Max Grad eingefangen. Wie Paul Heyse selbst mit unermüdeten Hand noch sein Metier (Fontanes Lieblingsausdruck) meistert, lehrt sein außerordentlich interessantes und feines neues Buch „Menschen und Schicksale“ (Stuttgart, Cotta). Die Grenzbotenleser haben nun schon mehr als einmal von mir Heyses Stil rühmen hören, und dennoch kann ich auch heute wieder nicht anders, als zuerst hervorheben, wie wohltuend dieser kristallklare Bau jeder Erzählung, jedes Satzes wirkt. Diesmal nennt der Dichter seine zum Teil offenbar wirklich nur der Erinnerung entnommen Geschichten „Charakterbilder“, und er reiht nun auf knappem Raum dreizehn Schicksale aneinander, von denen uns keines kalt lassen kann, von denen aber das eine oder das andre uns mit der Kunst der besten Heyse'schen Novellen ans Herz rührt. Vielleicht die feinste dieser kleinen Gaben ist die Erzählung von „Lottchen Tappe“, einer kleinen, durch ein Unglück verkrümmten Jugendfreundin von Heyses Mutter; wir glauben, die alte Dame in ihrem Dachstübchen an der Stechbahn zu Berlin vor uns zu sehen, und empfinden den jähen Abschluß ihres Geschicks mit all der Trauer, die der Erzähler im rückblickenden Gedanken noch einmal aufsteigen fühlt. Und nächstdem dürfte „Ein Menschenfeind“ den Preis verdienen, auch offenbar eine

Erzählung, die von einer Lebenserfahrung genährt ist und uns wie das Leben selbst in ihrem kleinen Rahmen noch einmal anspricht.

An Heyfes Buch seien die neuen des Altersgenossen Wilhelm Raabe und des Freundes Adolf Wilbrandt gleich angeschlossen; es sind freilich nur neue Sammlungen älterer Werke. Raabes „Halb Mär, halb mehr“ (Berlin, G. Grote) bringt eine Reihe von Erzählungen, Skizzen und Schnurren noch einmal zum Abdruck, die bisher nur in einer längst vergriffnen Ausgabe vorhanden waren, darunter die vortreffliche Geschichte „Der Student von Wittenberg“, die in den gesammelten Erzählungen nicht enthalten ist; Wilbrandts Buch „Dämonen und andere Geschichten“ (Stuttgart, Cotta) vereinigt einige Arbeiten des Dichters aus ältern Jahren, mit Ausnahme der letzten allerdings recht schwächliche Werke. Nur das „Märchen vom ersten Menschen“ hat wirklichen dämonischen Reiz und zieht uns mit unwiderstehlicher Kraft in ein halb phantastisches, halb als wahr genommes Geschehn hinein, aus dem entronnen, wir uns mühsam, wie nach einem schweren Traum, wieder in der Welt zurechtfinden.

Ein feiner, stiller und eigenartiger Roman ist das neue Buch von Siegfried Trebitsch „Das Haus am Abhang“ (Berlin, S. Fischer). Die Geschichte eines jungen Arztes, der ohne Schuld als Verführer einer jungen Patientin erscheint, ist mit großer Keuschheit erzählt und von vornherein bewußt, aber unaufdringlich in den Ton einer unentrinnbaren Tragik getaucht. Mit einer Sprache, die immer voll feiner Resignation steckt, ist die im Grunde einfache Geschichte bis zu dem Tode der beiden durch eine jähe Stunde vereinten Menschen erzählt, und dennoch übt das Buch auch den Reiz einer gar nicht sensationellen, feinen Spannung aus, in der jede eingefügte Episode mit Recht nur als zum Kern der Sache gehörend empfunden wird. Es ist ein Buch, wie es in seiner Art in Osterreich noch immer wieder geschrieben wird, verwandt Schnitzlers besten Erzählungen, und auch nicht ohne einen Hauch der Verwandtschaft mit dem heute am meisten bekannten jüngern Dichter Osterreichs, mit Hugo von Hofmannsthal. Nur eben, daß wir Hofmannsthal doch als lebensfremder und lebensferner empfinden, selbst da, wo wir den Glanz seiner Verse und die Schönheit seiner Bilder bewundern. Es gehört heute schon ein kleines Studium dazu, sich in den verschiedenen Pseudonymen Hofmannsthals und in den verschiedenen Ausgaben seiner Werke zurechtzufinden. So glaube ich auch nicht, daß die vier kleinen Dichtungen, die (im Insel-Verlage zu Leipzig) jüngst von ihm erschienen sind, alle neu sind. Das eine Zwischenspiel „Der weiße Fächer“ ist in einer prachtvollen Ausgabe mit Holzschnitten von Edward Gordon Craig herausgekommen. Das andre Bändchen enthält drei Vorspiele: „Prolog für ein Puppentheater“, ein „Vorpiel zur Antigone des Sophokles“ und einen ganz prächtigen „Prolog zur Lysistrata des Aristophanes“. Die feinen Paradoxe dieses letzten Prologs sind hübsch geschliffen, und man kann sie sich ohne weiteres durch den Dramaturgen vor dem Vorhang gesprochen als reizvoll wirksam denken. „Ich — lassen Sie mich gestehn — ich liebe das

Theater nicht. Es verdirbt mir zu oft meine Träume. Jedenfalls habe ich eine nicht abzuleugnende Schwäche für die Schauspieler. Ein Etwas berauscht mich an ihnen: daß sie alles in die Gewalt der Gegenwart bringen wollen. Sie sind entzückende Überschäzer des Augenblicks. Sie besitzen nicht die geringste Perspektive in die Vergangenheit. Dieses haben sie mit den Kindern gemein und mit den Griechen. . . . Ich ließ mich zu ihrem Sprecher machen und will es nur gestehn, daß sie mich, den sie den Pedanten nennen, herausgeschickt haben, weil ihnen nun doch angst wird vor den dritthalb Jahrtausend, die ihre unbedenkliche Phantasie übersprungen hat, als wäre es ein dritthalb Schuh breiter Graben." Jedenfalls geben diese vier Spiele, von denen auch der feine „Weiße Fächer“ nach des Dichters Wunsch nicht mehr bringen soll, „als was ein bunter Augenblick umschließt“ — jedenfalls geben diese kleinen Dichtungen einen Begriff davon, welchen Reichtum innerhalb ihres verhältnismäßig engen Gebiets Hofmannsthals Kunst umschließt. Ich kann diese Kunst nicht groß und, wie ich es eben sagte, den Kreis des Dichters nicht weit finden, aber man wird auch ihn als eine besondere und keineswegs nur künstliche Erscheinung aufzufassen und zu würdigen haben, auch da, wo man im Grunde andres liebt. Man muß nur durch die nicht wegzuleugnende Präventiosität des Dichters und seiner lautesten Verehrer dringen und dann mit bescheidnerem Maßstabe abmessen, was Hofmannsthal kann.

Zum Schluß sei auf drei Bücher hingewiesen, deren nähere Charakterisierung überflüssig ist. Ricarda Huch hat zu ihrem Roman „Die Verteidigung Roms“, dem ersten Teil der Geschichten von Garibaldi, den zweiten Teil unter dem Titel „Der Kampf um Rom“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) erscheinen lassen. Ich habe das erste Buch hier (am 22. November 1906) ausführlich besprochen und kann mich deshalb damit begnügen, auf diese im Stil genau dem ersten Werke folgende Fortsetzung hinzuweisen. — Von dem bekannten trefflichen Roman von August Sperrl „Die Söhne des Herrn Budinovi“ ist (bei C. F. Beck, München) eine billigere Volksausgabe erschienen, die in ihrer vorzüglichen Ausstattung das bekannte Werk hoffentlich noch zu vielen Lesern, besonders auch zu jungen, bringt. — Endlich hat Ernst von Wolzogen (bei F. Fontane und Co., Berlin) ein Erntebuch „Ansichten und Aussichten“ erscheinen lassen, worin er eine Reihe früher veröffentlichter Studien über Musik, Literatur und Theater zusammenfaßt. Mit Recht wehrt er sich energisch dagegen, daß man ihm auch bei der Würdigung seiner literarischen Arbeiten immer und immer wieder das ohne sein Verschulden heruntergekommene und dann verschwundene Überbrettel anhängt, dessen Geschichte er sehr amüsant erzählt. Und wer den flotten, humorbegabten Erzähler manches hübschen Romans, den sichern Bühnenschilderer des „Lumpengesindels“ kennt und schätzt, wird an vielen der hier noch einmal veröffentlichten Aufsätze seine Freude haben. Sie sind übrigens auch rein als historisches Material zum Teil sehr wichtig, und ich erwähne da besonders den an Erinnerungen reichen, ganz vortrefflichen Aufsatz „Vom alten

und neuen Weimar“. Wolzogen knüpft in ihm an die Eröffnung des neuen Hoftheaters in Weimar an, dieses technisch und ästhetisch gleich vollendeten Bühnenhauses. Wer die schöne und in dem Weimarer Milieu besonders ergreifende Stunde der Eröffnung miterleben durfte, wird doppelt gern diesen Artikel lesen.



## Oberlehrer Hauf

Roman von Bernt Lie. Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

### 1. Hauf Opseth.



In einem Portal von schimmerndem Golde war sie ihm entgegengetreten.

Das Haar glatt über der Stirn gescheitelt, schlank und groß in dem schwarzen Kleide, wie jemand, an dem nichts von dem Schmutz dieser Welt haften kann, so kam sie ihm unter dem hängenden Goldregen im Garten entgegen.

Und so in dem goldnen Rahmen von Sonnenschein, das fühlte er in diesem Augenblick tief und feierlich, so würde sie sein Itebelang vor seinen Augen und in seinen Gedanken stehn.

Juliane Hage!

Der Name formte sich wie ein faltenreiches Gewand plastisch um ihre Gestalt.

Juliane Hage!

Ihr Blick war ernst und ruhig, ihr Lächeln schwach aber sanft, vielleicht ein wenig müde oder fern, als habe sie — um ihn, der den Kiesweg hinaufkam, freundlich zu begrüßen — nicht ohne Schmerzen ihre tiefgefesselten Gedanken von dem Buch da drinnen in der Laube losgerissen.

Juliane Hage!

Wie harmonisch trat ihm nicht diese edle Frauengestalt als Professor Hages Tochter in dem Bilde entgegen, das er sich von dem Professor selbst, von seinem Leben und seinem Heim gebildet hatte! Und gerade in dem reichen, sonnendurchfluteten Garten, so fern hinter seinem weißen Gitter, wie eine Welt für sich inmitten des geschäftigen Alltagslebens. Obstbäume, alte Linden, Blutbuchen und blüten schwere Fliederbüsche, im Hintergrunde das niedrige hölzerne Haus mit seiner Veranda und den weitgeöffneten Türen, so still, so still . . .

Juliane Hage!

Wunderbar, klar wie eine Vision sah er sein ganzes Leben vor sich, aufwärtsführend wie ein ansteigender Weg, aufwärts zu der Höhe, die er ja niemals erreichen würde, die ihm aber von diesem Tage an bis zu seinem Tode das Ziel sein sollte, dem er entgegenstrebte, die Anhöhe, auf der ein Tempel errichtet war mit weißen Säulen, worin sie, Professor Hages schöne Tochter, als Vestalin das heilige Feuer hütete.

Juliane Hage!

Aber er war hungrig, war plötzlich ganz schrecklich hungrig! Madam Nas-muffen hatte schon vor langer Zeit die warmen Kartoffeln hereingebracht und an dem einen Ende des Tisches aufgedeckt.